Morgen-Ausgabe.

„Berliner Tageblatt"
erscheint täglich zweimal mit Ausnahme des Sonntags, an welchem es nur in einer Morgenausgabe ausgegeben wird. Man abonnirt außerhalb Berlins bei allen Post-Anstalten des deutschen Reiches, Oesterreich-Ungarns, der Schweiz, Italiens, Belgiens, Luxemburgs, der Niederlande (Holland), Dänemarks, Schwedens und Norwegens, Rußlands und der Donaustaaten; in Berlin bei der Expedition, Jerusalemerstraße 48/49; Filiale Friedrichstadt: Friedrichstraße 66; Filiale Königstadt: Königstraße 56/57; Filiale Louisenstadt: Prinzenstraße 41; bei allen Zeitungsspediteuren und Stadtpostämtern. Für alle übrigen Staaten ist der Bezug nur per Kreuzband durch die Expedition dieses Blattes möglich.
Chef-Redakteur: Arthur Levysohn in Berlin.

Abonnements-Preis
auf das „Berliner Tageblatt" nebst „Handels-Zeitung", sowie dem illustrirten Witzblatt „ULK", der feuillet. Montags-Beilage „Zeitgeist", dem Sonntagsblatt „Deutsche Lesehalle" und den „Mittheilungen über Landwirthschaft, Gartenbau und Hauswirthschaft" vierteljährlich 5 Mark 25 Pf., Ausland excl. Postaufschlag; bei directer Zusendung unter Kreuzband 14 M. pro Quartal (für Berlin auch monatlich 1 M. 75 Pf. incl. Botenlohn, bei separater Zustellung des Abendblattes 2 M. pränumerando). — Inserate à Zeile 50 Pf. („General-Anzeiger" 30 Pf.) werden in der Expedition Jerusalemerstraße 48/49, sowie deren Filialen: Friedrichstraße 66, Königstraße 56/57, Prinzenstraße 41 angenommen.
Druck und Verlag von Rudolf Mosse in Berlin.

Berliner Tageblatt.

Nummer 563. **Berlin, Sonnabend, den 5. November 1892.** **XXI. Jahrgang.**

Städtische Reformen.

Die achtzehn Stadtverordneten, welche aus der Fraktion der Linken ausgetreten sind, um sich in einer neuen Gruppe zu vereinigen, haben einen für die Interessen der Stadt Berlin nützlichen Schritt gethan, sie haben den Anfang damit gemacht, in unklare Verhältnisse Klärung zu bringen. Wenn von gewisser Seite die Sezession beklagt wird, weil sie die Aufgabe, bei den politischen Wahlen zusammenzuhalten, erschwere; wenn die Zertrümmerung der bisherigen stattlichen Majorität bejammert wird, die nun nach rechts und links hin eine Schwächung erfahren werde, und wenn schließlich die Behauptung aufgestellt wird, ein recht greifbarer Grund für das Vorgehen der Achtzehn liege nicht vor, so können wir dem nach keiner Richtung beistimmen. Auf das Zusammengehen bei politischen Wahlen durften die Sezessionisten keine Rücksicht nehmen; hätten sie es gethan, so würde der Vorwurf gerechtfertigt sein, daß sie kommunale Fragen in unzulässiger Weise mit der Parteitaktik verknüpften. An der Zertrümmerung und Schwächung einer Majorität ist nichts gelegen, wenn dieselbe sich nicht mehr fähig erweist, selbstständige Programme aufzustellen und zu befolgen. Die Beseitigung einer solchen Mehrheit wird eine Nothwendigkeit, wenn dieselbe, um sich zu erhalten, Elemente in sich aufnimmt und zu maßgebendem Einfluß kommen läßt, die ganz andere Tendenzen haben als die, welche die Majorität ursprünglich verfolgte. Daß aber ein greifbarer Grund zur Sezession vorlag, müßte nachgerade Jedem klar sein, der die Augen nicht absichtlich gegen die Thatsachen verschließt.

Man stellt sich so an, als habe allein das Verhalten des Herrn Dr. Stryck bei der Oberbürgermeisterwahl die Opposition gegen denselben wachgerufen, und als sei dessen Wiederwahl zum Vorsitzenden der Stadtverordnetenversammlung der erste Anstoß und einzige Grund der Sezession gewesen, während sie thatsächlich nur die äußere Veranlassung war. Die tiefere Ursache der Unzufriedenheit mit Herrn Dr. Stryck ist in seiner Nichtachtung der öffentlichen Meinung zu suchen. Wir haben uns über die Schäden des Cliquenwesens in der Stadtverwaltung hinlänglich ausgesprochen; auch der Vorsitzende der Stadtverordnetenversammlung ist dadurch verdorben worden, er hat das Vertrauen der Mehrheit seiner früheren Gesinnungsgenossen verloren und steht unter dem Einflusse der Herren Spinola und Talke, in denen wir die Vertreter einer — wenn der Ausdruck gestattet ist — kommunal-agrarischen Interessengruppe sehen. Gegen diese einen Widerstand zu organisiren, war an der Zeit.

Die nächste Zukunft wird die städtischen Gemeinwesen vor große Aufgaben stellen; die Ueberweisung der Grund- und Gebäudesteuer vom Staat an die Kommunen bedingt eine Steuerreform auch innerhalb der Gemeinde. Bei dieser Gelegenheit muß mit der größten Aufmerksamkeit verhütet werden, daß die ungerechtfertigte Bevorzugung, welche die Städteordnung durch das Wahlsystem den Hausbesitzern gewährt, nicht noch verstärkt werde. Was die Stadt Großes geleistet hat, kommt in erster Reihe ihnen zu gute. Die hauptstädtische Straßenpflasterung, die helle Beleuchtung der Straßen, deren Reinigung, die großen Einrichtungen, welche verhindern, daß über oder unter der Erde in der Stadt Abgänge verfaulen, alle diese Institutionen bringen vorwiegend den Hausbesitzern Nutzen, indem sie den Werth der Grundstücke erhöhen. Es ist daher nicht mehr als billig, daß sie auch vorwiegend zu den Lasten herangezogen werden.

Freilich darf dabei auch die Frage nicht übergangen werden, wer denn eigentlich heutzutage in Wahrheit Hausbesitzer ist. Niemand verhehlt sich, daß vielen nominellen Hauseigenthümern von den auf ihren Namen geschriebenen Grundstücken auch nicht ein Stein gehört. Die Stadtverwaltung dürfte daher, wenn sie an die kommunale Steuerreform herantritt, auch in Erwägung ziehen, ob es nicht angebracht sei, die Städteordnung in Bezug auf die Vorrechte der Hausbesitzer einer Revision zu unterziehen. Diese Angelegenheit in Fluß zu bringen, erscheint eine kleine Gruppe unabhängiger Männer mehr geeignet als eine große Mehrheit, welche mit den bestehenden Verhältnissen durchaus zufrieden ist und eben deshalb wenig Neigung zeigt, an neue große Aufgaben heranzutreten. Wenn die neue Gruppe auf diesem Wege vorangeht, dann wird sie sicherlich bald anwachsen; denn in der Politik hat immer der Handelnde Recht, selbst wenn er einmal falsch handeln sollte.

In der Politik! Wir scheuen uns durchaus nicht, dieses Wort im Zusammenhange mit den Aufgaben der Stadtverwaltung auszusprechen; denn im Ernste kann doch Niemand bestreiten, daß ein so großes Gemeinwesen wie das der Reichshauptstadt auch politische Aufgaben zu lösen habe. Nur Parteiinteressen dürfen in der Stadtverwaltung nicht wahrgenommen werden, hingegen ist sie durchaus berufen, Politik im Sinne Richelieus zu treiben, nämlich Dinge auszuführen, die sich ausführen lassen. Es giebt eine ganze Reihe von Reformen und von Neuerungen, die die bürgerliche Gesellschaft *in* die Hand nehmen muß, wenn sie ihr nicht von der Sozialdemokratie *aus* der Hand genommen werden sollen. Wenn wir Schäden in der Verwaltung offenkundig machen, wenn wir den *Klagen*, die von *Sozialdemokraten* vorgebracht werden, auch unser Ohr leihen und auf *unsere* Weise denselben abzuhelfen suchen, so heißt das *nicht*, uns mit der Sozialdemokratie *verbrüdern*, sondern es heißt, sie *wirksam bekämpfen*. Es herrscht in ihren Reihen seit Aufhebung des Sozialistengesetzes ein Element der Dekomposition, welches schließlich doch zu einer Trennung führen muß; denjenigen Arbeitern, welche sich von der Utopie der sozialdemokratischen Lehre überzeugen, die Rückkehr in die Kreise des Bürgerthums zu erleichtern, ist eine bedeutungsvolle politische Aufgabe, zu deren Lösung gerade die Stadtverwaltung sehr viel beitragen kann. Es gilt, zu zeigen, daß die *berechtigten Forderungen* der Arbeiter nicht nur bei der einen politischen Partei *Verständniß* und *Anerkennung* finden.

Wir sind weit entfernt, neben dem Staatssozialismus, in den Deutschland schon allzu tief hineingerathen ist, etwa noch einen Stadtsozialismus etabliren zu wollen. Wir würden es für den Anfang vom Ende erachten, wenn die Stadtverwaltung etwa allgemein danach trachtete, Einfluß auf den Arbeitsvertrag zwischen Privatgesellschaften und ihren Angestellten zu gewinnen; aber anders liegt die Sache bei der Berliner Straßenbahn. Die Stadt ist Konzessionärin der Gesellschaft, und sie ist an ihrem Gewinne betheiligt. In diesem Falle würde uns ein Eintreten der Selbstverwaltungskörper für die Arbeiter gegen übermäßige Anstrengung — und eine solche würde eine sechzehnstündige Arbeitszeit allerdings involviren — nicht mehr als billig erscheinen; denn der Stadt können Einnahmen nicht genehm sein, die in der Ausbeutung der wirthschaftlich Schwächeren ihre Quelle haben.

Natürlich wird sich die Stadtverwaltung auch darüber klar werden müssen, ob die Bedingungen, unter denen die Pferdebahngesellschaft selbst arbeitet, ihr eine Entlastung der Angestellten gestatten, oder ob man ihr eine Erleichterung der Bedingungen, eine Erweiterung der Konzession wird gewähren müssen. Es geht mit diesem Institut gegenwärtig wie mit der ganzen Stadtverwaltung; es ist eine Stagnation eingetreten, nachdem lange Zeit von Jahr zu Jahr ein bedeutender Aufschwung zu konstatiren war. Es werden keine Verbesserungen vorgenommen, weil der Uebergang des Unternehmens an die Stadt nicht ausgeschlossen ist, und die Inhaber fürchten, daß von neuen Aufwendungen sie selbst keinen Nutzen mehr haben werden. Es wäre zu wünschen, daß die Stadt einen definitiven Beschluß faßte, ob sie die Straßenbahnen in eigene Verwaltung nehmen oder dauernd Privathänden belassen will. Was empfehlenswerther wäre, darüber wollen wir uns zur Stunde einer Meinungsäußerung enthalten, aber Sicherheit muß geschaffen werden, wenn die Straßenbahnen sich so entwickeln sollen, wie es dem Fortschritte der Technik entspricht, und wie es die Bedürfnisse der Reichshauptstadt erfordern.

Wir haben einzelne Punkte herausgegriffen, an denen eine kräf-

---

Sonntagskind.*)

[27. Fortsetzung.] Von [Nachdruck verboten.]

Friedrich Spielhagen.

„Was zum Tausend führt Sie denn so früh zurück, Doktor?"

Der junge Mann lächelte:

„Aufrichtig gestanden, Herr Graf, ein Telegramm der Frau Gräfin, das ich gestern Abend in Berlin erhielt, und das mir sofortiges Kommen anbefahl. Ich war in Gesellschaft und konnte den Nachtzug nicht mehr benutzen. Von T. habe ich einen Wagen genommen."

„Was in aller Welt — aber setzen wir uns doch! — was will die Gräfin von Ihnen? Ihr Zustand ist allerdings in den letzten Tagen —"

„Eben dieser Zustand, Herr Graf. Es droht wieder eine jener lethargischen Perioden herein, die sich durch Symptome ankündigen, welche der Frau Gräfin selbst aus leidiger Erfahrung nur zu gut bekannt sind. Ich habe eben die Richtigkeit ihrer eigenen Beobachtungen konstatiren können."

„Aber was ist zu thun, Doktor?"

„Immer dasselbe, Herr Graf: suchen zu verhindern, daß die Frau Gräfin in jene Apathie verfällt, in der sie jedes eigenen Entschlusses unfähig, aber leider auch — ich darf es ja als Arzt wohl sagen — völlig unbeeinflußbar und unlenkbar ist. Das Mittel, Herr Graf? Auch wieder dasselbe: sie in Aktion setzen. Und, da der Dämon jeden Augenblick hereinbrechen kann, möglichst schnell, sofort. Darf ich mir einen Rath erlauben, Herr Graf? Ich höre, Sie wollen mit dem Zehnuhrzuge nach Berlin. Nehmen Sie die Frau Gräfin mit!"

„Wenn es noch Isabel wäre," sagte der Graf bei sich, und laut sagte er:

„Ich fürchte, es wird der Gräfin zu schnell kommen."

„Durchaus nicht," erwiederte der Arzt. „Ich habe mir bereits eine dahin bezügliche Andeutung zu machen verstattet, welche die Frau Gräfin mit Begierde ergriff."

Der Graf dachte ein paar Augenblicke nach.

„Wohl," sagte er dann, „ich bin einverstanden — unter einer Bedingung: daß die übrige Familie uns möglichst schnell folgt."

„Ich wüßte nicht, was dem im Wege stände," erwiederte Doktor Eberhard. „Wenn es nach mir ginge: bereits morgen."

„Und warum nicht morgen?" sagte der Graf schnell.

Der junge Mann blickte verwundert auf. Der Graf, dem es verrätherisch heiß in die Wangen stieg, fuhr in möglichst ruhigem Tone fort:

„Die Gräfin darf nicht allein sein; das ist Gift für sie in diesem Zustande. Sie kann Mademoiselle Margot nicht entbehren, die Komtesse wiederum nicht Mademoiselle Margot, oder, wenn die, so doch nicht Fräulein Isabel. Das ist eine Kette; warum sie zerreißen aus purer deutscher Schwerfälligkeit? Wenn mein Schwager Sir Henry in London am Abend zu Lady Elisabeth sagt: Meine Liebe, wir müssen morgen früh um sechs mit den sämmtlichen Kindern nach Kalkutta, würde sie, ohne sich einen Moment zu besinnen, antworten: Mein Lieber, wir werden pünktlich fertig sein. Warum können das die Deutschen nicht?"

„Also dann morgen," sagte der junge Mann mit einer Ernsthaftigkeit, die zu behaupten, ihm in diesem Moment nicht leicht war.

„Das heißt," fuhr der Graf fort, „Doktor Müller mit den beiden Knaben könnte ja allerdings später nachkommen. Mit denen hat es keine Eile. Apropos, Doktor, Sie kennen ja noch unsere neueste Acquisition nicht: den Justus Arnold, meine ich, den ich für Armand ins Haus genommen habe, obgleich ich, unter uns, nicht so eigentlich absehe, was dabei für Armand herauskommen soll."

Der Doktor war brieflich durch Miß Brown von allem, was sich während seiner Abwesenheit Interessantes auf dem Schlosse zugetragen, sehr genau unterrichtet worden, und der Name Justus hatte mehr als einmal auf den theuren Blättern gestanden; aber er hatte seine Gründe, von dieser seiner Wissenschaft dem Grafen gegenüber keinen Gebrauch zu machen. Er begnügte sich zu sagen: „Das sollte mir leid thun, Herr Graf."

„Freilich", sagte der Graf; „man läßt sich eben immer noch von seiner Gutmüthigkeit ein X für ein U aufschwindeln. Uebrigens, wo mag die junge Gesellschaft sein? Sie pflegen um diese Zeit ihren Spaziergang zu machen."

Der herbeigeklingelte Diener bestätigte die Vermuthung. Die gnädigen jungen Herrschaften „mit ihrer Begleitung" seien bereits seit einer halben Stunde fort.

„Sie werden nicht lange bleiben; das Wetter sieht drohend aus," sagte der Graf, durch eines der hohen Fenster über die Terrassen in den Park blickend.

Da prasselte der Regen gegen die Scheiben, und der Blitz, der die Spaziergänger im Mausoleum erschreckt hatte, flammte herab.

„Das wird ernsthaft," sagte der Graf; „hoffentlich sind sie schon zurück. Möchten Sie wohl einmal nachsehen, lieber Doktor?"

Aber die Gesellschaft war noch nicht zurück, kam auch in der nächsten halben Stunde nicht, obgleich das Unwetter grausam wüthete. Der Graf konnte nur mit Mühe seine Angst verbergen und mußte sich dabei sagen, daß er sich eigentlich nur um Isabel ängstigte. Selbst Sibylle, für die er früher den Rest von Liebe in seinem Herzen aufzubewahren pflegte, war wie aus seinem Gedächtnisse verschwunden. Es sollten eben Leute nach allen Richtungen ausgesandt werden, als ein triefender Bote von dem alten Schloß kam: die Herrschaften säßen wohlbehalten in den Zimmern der Frau Direktor.

„Gott sei Dank!" murmelte der Graf und dachte wieder nur an Isabel.

Neuntes Kapitel.

Die Heimgekehrten waren alsbald von den Dispositionen, die der Graf getroffen, unterrichtet worden; die Damen sollten dem gräflichen Paare mit dem Zuge, der morgen Vormittag zehn Uhr von T. abging, folgen, Doktor Müller mit seinen beiden Zöglingen bis auf Weiteres im Schlosse zurückbleiben. Der Pädagog war mit dem Arrangement innerlich sehr zufrieden: ein paar Wochen ohne die lästige Etikette, welche die Anwesenheit der gräflichen Herrschaften erforderte, zubringen zu dürfen, war ein gutes Ding; die gelben Locken von Mademoiselle Adelaide ebenso lange nicht zu sehen, ein zweites; und er wollte unterdessen versuchen, sich in Buße und Reue die braunen Augen der kleinen Teufelin, die es ihm angethan, aus dem Sinn zu schlagen. — Mademoiselle hatte keine Zeit, sich zu fragen, ob ihr die Sache gelegen sei, oder nicht: die Wagen, welche die Herrschaften nach T. an die Station bringen sollten, waren auf punkt neun Uhr — in zwei Stunden — beordert. Wenn sie bis dahin mit Hilfe der Kammerfrau und der Kammerjungfern die Frau Gräfin in die nöthige Reiseverfassung gebracht hatte, mochte sie Gott danken. Und die halbe Nacht würde mit dem Zusammenkramen der Sachen für sie selbst und die Komtesse hingehen. So hatte sie sich denn auch sofort von ihrem Verlobten endgiltig verabschiedet, nicht, ohne ihm dabei zugeraunt zu haben: „Begreifen Sie jetzt, mein Lieber, wo man den Hebel einsetzen muß, die abscheuliche Intrigantin loszuwerden? Ich sage Ihnen: Armand würde am liebsten den Burschen vergiften. Es war auch ein Skandal. Hoffentlich sind nun der Komtesse die Augen darüber aufgegangen, welche Schlange sie an ihrem Busen nährt." — „Aber was soll ich thun?" hatte der erschrockene Pädagog zurückgeflüstert. — „Erst den Burschen

*) Allen neu hinzutretenden Abonnenten wird der bis zum 31. Oktober d. J. veröffentlichte Theil des Romans „Sonntagskind" von Friedrich Spielhagen gegen Einsendung der Abonnements-Quittung gratis und franko nachgeliefert.

Hierzu für die auswärtigen Abonnenten „Deutsche Lesehalle" Nr. 45.